

Im 3. Kapitel wird dann zunächst eine allgemeine Verortung des „neuen Mediums“ Internet im Gesamtmediensystem vorgenommen, und es werden die Unterschiede zu den bisherigen Massenmedien herausgestellt. Zudem wird auf das westliche Bild vom chinesischen Internet eingegangen sowie der aktuellen Entwicklungsstand der Internetindustrie in der Volksrepublik im Jahr 2010 zusammengefasst.

Kapitel 4 beschäftigt sich mit den rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen, innerhalb derer das „chinesische Internet“ funktioniert. Hier werden nicht nur Gesetze und Verordnungen zusammengestellt und bewertet, die zur Regulierung des Verhaltens von Online-Anbietern und -Nutzern dienen, sondern auch konkrete institutionelle Akteure benannt und die Funktionsweise des chinesischen Internetkontrollsystems erläutert sowie an einem Fallbeispiel veranschaulicht. Goldenstein nimmt hier keine bloße Darstellung vor, sondern bettet die Struktur des Internets, wie sie sich in der Volksrepublik seit der ersten Hälfte der 1990er Jahre entwickelt hat, in den Kontext des kulturspezifischen Verständnisses von Modernisierung und der Rolle der Medien ein, wie er sie zuvor herausgearbeitet hat.

Im zentralen 5. und letzten Kapitel des Buches geht der Autor schließlich den entscheidenden Schritt, in dem er nicht eine weitere Bewertung der gesellschaftlichen Lage im chinesischen Internet aus westlicher Perspektive anstellt, sondern sich auf den akademischen Diskurs innerhalb der Volksrepublik konzentriert. Anhand vier beispielhafter Fachartikel chinesischer Intellektueller (und teils äußerst bekannter IT-Unternehmer wie dem Gründer von AsiaInfo und späteren CEO der China Netcom Corporation Tian Suning) arbeitet er die Hauptlinien dessen heraus, was er „Internetperzeption in der VR China“ nennt.

Unter Leistung umfangreicher Übersetzungsarbeit stellt Goldenstein heraus, dass die Veränderungen, die das Internet und die fortgeschrittene Kommerzialisierung des In-

ternetsektors für China mit sich bringen, von den chinesischen Autoren zwar als Chance begriffen werden, aber durch den teils anarchischen Charakter gleichermaßen eine große Gefahr für die Gesellschaft und den Erhalt der chinesischen Kultur bedeuten. Bewusst ist er sich dabei dem Angriffspunkt, dass durch die Beschränkung auf diese vier Artikel, die allesamt in der *Xinhua Wenzhai* erschienen sind, eine breite Repräsentation des Internetbildes in der chinesischen Gesellschaft kaum gewährleistet sein kann. Allerdings ist die Zeitschrift durch ihr hohes Renommée durchaus geeignet, einen tieferen Einblick in intellektuelle Diskurse innerhalb der Volksrepublik zu gewähren. So stellt „Internetperzeption in der VR China“ einen wichtigen Beitrag für die Forschung in diesem Feld dar, zumal bisher der innerchinesische Blickwinkel insbesondere im deutschsprachigen Bereich fehlte. Aus diesem Grund empfiehlt sich die Lektüre auch fächerübergreifend für alle, die im weiteren Sinn Interesse an der Entwicklung des chinesischen Internet haben, obwohl der Fokus der Arbeit stärker auf den kulturellen und gesellschaftlichen als politischen Auswirkungen des neuen Diskursraumes liegt.

Max D. Zellmer

John DeFrancis: Die chinesische Sprache. Fakten und Mythen

Nettetal: Steyler, 2011. 379 S., EUR 38,00

Im August 2011 wäre der bedeutende Sinologe und Linguist John DeFrancis einhundert Jahre alt geworden. Zur Würdigung dieses Anlasses wurde sein Werk *The Chinese Language. Fact and Fantasy*, das bereits im Jahre 1984 in englischer Sprache erschienen war, nun auf Deutsch veröffentlicht. Als Grundlage diente die Arbeit des ehemaligen Misereor-Abteilungsleiters Stephan Puhl († 1997). Die Sinologin Cornelia Schindelin von der Universität Mainz vollendete dessen Werk als „Überarbeiterin“ und fügte einige Nachbemerkungen zur deutschen Ausgabe hinzu. Sie bemerkt, dass „Die chinesische

Sprache“ nach wie vor durch kein jüngeres Werk zu ersetzen sei. Neben der vollständigen Übersetzung, einem leicht erweiterten Glossar sowie einer ebenfalls erweiterten Bibliographie enthält der Band einen kurzen Nachruf auf DeFrancis, geschrieben von seiner Kollegin Cynthia Ning.

DeFrancis hatte als einer der ersten im damals neu eingerichteten Institut für Sinologie in Yale studiert und 1948 seinen Dokortitel von der Universität Columbia erhalten. An der University of Hawaii war er jahrelang als Professor tätig und setzte mit seinen Veröffentlichungen und Chinesischlehrbüchern Maßstäbe.

Trotz der fast dreißig Jahre, die seit der Erstveröffentlichung vergangen sind, hat DeFrancis' Anliegen nichts an Aktualität verloren. Sein Ziel ist es, „[d]as Wesen der chinesischen Sprache und insbesondere des Schriftsystems“ (S. xv) zu erklären und einige Mythen aufklären, die sich bis heute hartnäckig gehalten haben. Sein Buch richtet sich an Sinologen und Fachleute anderer Disziplinen wie der Linguistik und Psychologie ebenso wie an Studenten; „das Buch [kann] für alle von Wert sein“ (ebd.).

Da DeFrancis größten Wert auf die Unterscheidung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache legt, behandelt er im ersten Teil des Buches zunächst die gesprochene Sprache. Er beginnt mit Begriffsdefinitionen, erläutert dann Fakten und Eigenschaften der chinesischen Sprache und geht auf den Unterschied zwischen dem sogenannten Hochchinesisch und den daneben existierenden Regiolekten ein.

Der zweite Teil des Buches ist fast doppelt so lang wie der erste und befasst sich mit der chinesischen Schrift. Er führt systematisch von Struktur und Bildung chinesischer Schriftzeichen über deren Anordnung bis hin zu der Frage, wie eigentlich die ihnen innewohnende Bedeutung vermittelt wird.

Sechs Mythen möchte DeFrancis im dritten und umfangreichsten Teil des Werkes aufklären. Zum einen geht es um die vermeint-

liche *Ideographie* der chinesischen Schrift: Gibt wirklich jedes Zeichen unmittelbar eine damit verknüpfte Idee wieder? Laut DeFrancis hat es „[s]o etwas wie ein ideographisches Schriftsystem [...] nie gegeben und kann es nie geben“ (S. 149). Als nächstes widmet er sich dem Mythos der *Universalität*, der besagt, dass die chinesische Schriftsprache als universales Kommunikationsmittel fungieren kann. Er zeigt, dass dies für Chinesisch ebenso zutreffend bzw. unzutreffend ist wie für alphabetische Schriften. Latein könne sogar noch eher den Anspruch erheben, universal zu sein. Auf dieser Grundlage wird danach der Mythos der *Nachahmbarkeit* dekonstruiert und gezeigt, dass chinesische Schriftzeichen mitnichten ein Modell für eine von Lauten losgelöste Schrift darstellen. Die vermeintliche *Monosyllabilität* des Chinesischen – der vierte Mythos – basiere auf der fehlenden Unterscheidung der Linguisten zwischen gesprochener und geschriebener Sprache und habe nur geschadet. Auch die Vorstellung einer *Unentbehrlichkeit* der Schriftzeichen fuße auf dieser Verwechslung. DeFrancis zeigt, dass Chinesisch durchaus mit einer Alphabetschrift geschrieben werden kann – wengleich auch nicht unbedingt sollte. Als letztes geht es um den *Erfolgsmythos*, der die Schriftzeichen wie ein unsterbliches Heiligtum preist.

Der letzte Teil des Werkes beschäftigt sich mit der chinesischen Sprach- bzw. Schriftreform. DeFrancis beschreibt die Entwicklung bis zur Standardform *Putonghua*, die 1955 als nationale Norm in der VR festgelegt worden war. Darüber hinaus geht er auf die verschiedenen Transkriptionssysteme *Zhuyin*, *Gwoyue Romatzyh*, *Latinxua* und natürlich *Pinyin* ein und endet schließlich mit der Vereinfachung einiger Schriftzeichen 1965.

DeFrancis' Prophezeiung, die Modernisierung Chinas werde ernsthaft behindert, falls die Chinesen „an dem urchinesischen System der Schriftzeichen als dem ausschließlichen Mittel der schriftlichen Kommunikation festhalten“ (S. 321), klingt heutzutage

neben einigen anderen Formulierungen anachronistisch. *The Chinese Language* war kein unumstrittenes Buch, dessen Thesen teilweise schon in den 1990er Jahren als „historisch obsolet“ bezeichnet worden waren. Das Jahr der Erstveröffentlichung sollte jedoch nicht vergessen werden.

Insgesamt vermittelt DeFrancis auf unterhaltsame und lehrreiche Art und Weise umfangreiches Wissen über die chinesische Sprache und Schrift, und er verhilft dem Leser zu einigen Aha-Erlebnissen. Es ist zu begrüßen, dass dieses grundlegende Werk nun auch auf Deutsch vorliegt. Obwohl auf einem hohen wissenschaftlichen Niveau geschrieben, wird auch einem Laien die Lektüre nicht allzu schwerfallen, sodass vor allem jedem Sinologiestudenten dieses Werk unbedingt weiterhin ans Herz gelegt sei.

Katharina Markgraf

Steffi Richter, Lisette Gebhardt (Hgg.): Japan nach „Fukushima“. Ein System in der Krise

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag (Leipziger Ostasien-Studien, 15), 2012. 218 S., EUR 24,00

Das „Große Erdbeben von Ostjapan 2011“ und seine Folgen, die Tsunami- und Atomkraftwerkskatastrophe, gelten als Zäsur in der modernen japanischen Geschichte. Besondere Aufmerksamkeit erregte die AKW-Katastrophe „Fukushima“. Ihre mediale Repräsentation brachte sehr unterschiedliche Deutungsversuche zur Benennung, Darstellung und Gewichtung dieses erschütternden Ereignisses hervor. Der vorliegende Band enthält vier anregende Beiträge zur japanischen Rezeption dieser Katastrophe vor und nach dem 11. März 2011: aus der Sicht der politischen Ökonomie sowie der Gesellschafts-, Medien- und Literaturwissenschaft. Der besondere Wert dieser Studien liegt darin, dass auf der Grundlage vorwiegend japanischer Quellen wenig beachtete kritische Wortmeldungen und Akteure aus Japan

präsentiert, von den Autoren reflektiert und über Japan hinaus öffentlich gemacht werden. Bereits lange vor „Fukushima“ fragte der Nestor der japanischen Anti-AKW-Bewegung, Tagaki Jinzaburō (1938–2000), warum wiederholte AKW-Störfälle in Japan nicht dazu führen, dass Verantwortlichkeiten aufgedeckt und Fehler korrigiert werden. Die Antwort fand er in unhinterfragten Verhaltensmustern der Mehrheit der japanischen Gesellschaft. Es mangle an offener Diskussion, Kritik und Verantwortung. Stattdessen herrschten das Dogma einer zwangsbasierten Schicksalsgemeinschaft, Obrigkeitsglaube und Nationalismus. Es fehle der Wille zur kritischen Selbstreflexion.

In einem aufschlussreichen Beitrag zur politischen Ökonomie der nuklearen Katastrophe geht Enno Berndt der Frage nach, warum Interessen an atomarer Stromproduktion in Japan entstanden und ihre Vertreter dermaßen mächtig geworden sind, und mit welchen Widersprüchen eine AKW-zentrierte Stromwirtschaft in Japan konfrontiert ist. Der Leser erfährt über die Verquickung staats- und industriepolitischer Interessen, die zur Bildung des „Atomdorfs“ geführt haben: dem Zusammenspiel von Politik, Ministerialbürokratie, Wirtschaft (Bau- und Strom-Unternehmen), Mainstream-Medien und „Gefälligkeits-Wissenschaftlern“. Deziert wird nachgewiesen, dass die vermeintlich billige Kernkraft auf der Grundlage eines Plutoniumkreislaufs (mittels Wiederaufbereitungsanlage und Schnellem Brüter) nicht nur gefährlich und risikoreich, sondern auch ausgesprochen teuer ist. Drei Szenarien des zukünftigen Umgangs der japanischen Gesellschaft mit der „nuklearen Erdbebenkatastrophe“ (*genpatsu shinsai*) seien denkbar und würden sich miteinander vermischen: 1. Eine undiskutierte und ungeahndete Fortsetzung des „staatsmonopolistischen Nuklearkomplexes“ und der Manipulation der japanischen Gesellschaft - bis es zur nächsten nuklearen Katastrophe kommt. 2. Eine politische Wende, die „lokal und von unten initiiert“ (durch Anti-AKW-Bewegungen